

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 39 (1963-1964)
Heft: 4

Artikel: Söhne und Töchter der Wildnis : Erlebnisse auf einer einsamen Forschungsreise in den Urwald Brasiliens
Autor: Christinat, Jean-Louis
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073748>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Söhne und Töchter der Wildnis

**Erlebnisse auf einer einsamen
Forschungsreise in den Urwald Brasiliens**

Von Jean-Louis Christinat

Da waren wir also, mein Gefährte Léonard und ich, am Steilufer des lange gesuchten kleinen Seitenflüsschens des Rio Juruena (Artikel in der Dezember-Nummer 1963 des Schweizer Spiegel). Einige Meter hangaufwärts stand etwa ein halbes Dutzend Angehörige des Stammes der Erigactsa, denen unsere Forschungsreise galt – unbekannte Freunde, zur großen Familie der Söhne der Wildnis gehörend.

Ich ging auf jenen zu, der mir der älteste schien. Das hatte ein allgemeines Zurückweichen zur Folge, begleitet von raschen Worten, die mir leider – noch? – unverständlich waren.

Während ich meine Geschenke zeigte – kleine Spiegel, Taschen- und Buschmesser – schritt ich weiter. Die Eingeborenen waren stillgestanden und redeten unter sich. Ich hörte mehrmals das Wort

«Seringueiros» (Kautschuksucher). Was sollte dieses brasilianische Wort wohl im Mund dieser Indianer?

Einer zeigte auf mich, indem er wiederholte: «Seringueiro . . . Seringueiro . . .»

Nun begriff ich. Die einzigen Weißen, welche diese Männer kannten, waren die Kautschuksucher, die in ihr Gebiet eingedrungen waren. Für sie war ein Weißer von vornherein ein Seringueiro. Wenn sie uns für das hielten, konnte die Sache schlecht ausgehen.

Ich zog das kleine Notizbuch hervor, in das ich von meiner Expedition in den oberen Xingu her einige gebräuchliche Worte eingetragen hatte. Ich versuchte es zuerst mit dem Kamayura-Dialekt. Wenn die Erigpactsa der Gruppe der Tupi angehörten, was ich allerdings sehr bezweifelte, würden sie mich vielleicht verstehen?

«Poriko yereup!» (Guten Tag, Freund). Dann, indem ich mir auf die Brust klopfte: «Anité seringueiros . . . i anian yereup . . . Ikatou yereup . . .»

Keine Reaktion!

Ich versuchte es in der Waura-Mundart, von der Gruppe Aruak, und hielt dem ältesten zugleich ein Taschenmesser hin: «Tien in taki . . .!»

Ich hatte ebensowenig Erfolg.

Ich bemerkte, daß einer ein Buschmesser ohne Griff angehängt auf dem Rücken trug. Gibt es heute noch eine einzige Indianergruppe, die, selbst wenn sie noch so abgeschieden und unbekannt ist, nicht eines dieser Werkzeuge besäße, das sie sich auf irgendeinem Weg erwarb? Ich glaube, daß die Steinzeit, mindestens was den Gebrauch dieses wichtigen Werkzeuges anbelangt, im ganzen Urwald des Amazonas überwunden ist.

Nun mußte ich aber irgend etwas unternehmen. Mein Hemd troff vor Schweiß, und das war nicht der Hitze zuzuschreiben! Ich beschloß, zur Piroge zurückzukehren, um das Material abzuladen. Dazu mußte ich den Eingeborenen den Rücken zukehren und etwa zehn Meter zurücklegen. Einige der Männer schien das aufzuregen, und ich sah Hände, welche die Bogen fester umklammerten.

Aber mir schien ohnehin keine Verteidigung möglich. Man kann sich gegen den Urwald, gegen die Söhne der Wildnis nicht verteidigen. Man geht hin, oder man geht nicht hin. Wenn man im Urwald ist, so ist es, weil man dort sein wollte. Man muß alles annehmen von dieser anderen Welt, sonst hat man

gemogelt oder man hat getan, als ob man hinginge. Einmal mehr begriff ich, daß ich mich nicht verteidigen würde, was auch immer käme.

Langsam drehte ich mich um und ging mit gemessenen Schritten zum Ufer hinunter. Léonard saß immer noch im Hinterteil des Schiffes. «Komm, wir laden aus!»

Ich spürte nicht einmal die Stiche der Mückenschwärme, die sich an mein schweißüberlaufenes Gesicht klebten. Bald war unser ganzes Material an Land. Wir nahmen jeder einen Sack auf die Schulter und gesellten uns wieder zur Gruppe der Erigpactsa-Krieger. Sie setzten sich in Bewegung in Richtung auf das Dorf, dessen Hütten wir kaum hundert Meter weiter weg erblickten. Wir schlossen uns an, während zwei Indianer den Schluß unserer kleinen Gruppe bildeten.

Als wir in die Nähe der Hütten gelangt waren, fiel uns eine davon auf, die vom Sturz eines Baumes her halb zusammengedrückt war und unbewohnt schien. Mit Gesten fragte ich einen Indianer, ob wir uns einrichten könnten.

Ich weiß nicht, ob er zustimmte, aber ich legte seine Antwort in diesem Sinn aus. Ich stellte meinen Sack auf den feuchten Boden, überließ Léonard die Bewachung des Gepäcks und kehrte zur Piroge zurück. Eine Anzahl Indianer begleitete mich und – zu meiner großen Überraschung halfen sie mir den Rest des Materials zur Hütte tragen.

Die erste Nacht bei den Erigpactsa

Es regnet. Léonard liegt in seiner Hängematte, die sich leicht hin und her bewegt. Ich sitze auf einer Kiste und reinige eine üble Wunde an der Sohle meines linken Fußes. Unter dem Wasserkessel brennt feuchtes Holz. Der Rauch gleitet den Palmwänden entlang und steigt durch ein Loch im Dach zum Himmel. Einige Meter entfernt hocken Indianer, die uns beobachten. Auch Frauen sind dabei. Sie sind nackt, allein mit langen Körnerketten bekleidet. Bei unserer Ankunft hatten sie sich versteckt.

Körper treten aus der Dunkelheit, andere verschwinden darin wieder. Ein Kindlein weint, und jemand – es ist wohl seine Mutter – trägt es Huckepack auf der Hüfte weg.

Wieviele Einwohner zählt das Dorf? Wer ist der

Chef? Wer ist der Zauberer? Kein Abzeichen hat mir bisher ermöglicht, sie voneinander zu unterscheiden.

Die Indianer schauen, beobachten ...

Stets sind solche erste Begegnungen schwierig. Die besonderen Gewohnheiten eines jeden Stammes und die besondere Sprache bilden eine Barriere, die zunächst schwer zu übersteigen ist. Aber die Geduld und die Freundschaft haben schließlich stets zum Verständnis geführt.

Die Kinder treten näher. Jetzt schauen sie mir beim Schreiben zu. Plötzlich ertönt ein Ruf, und alle anderen kehren in ihre Hütten zurück.

Léonard fragt mich, ob wir abwechselnd Wache halten sollten: «Man weiß nie mit diesen Wilden!»

«Hier gibt es keine Wilde. Daran mußt du immer denken. Es gibt nur Menschen, die bei sich zuhause sind und die sich bis jetzt willens gezeigt haben, uns aufzunehmen. Auf jeden Fall, wenn sie die Absicht hätten ... ob man nun schläft oder ob man nicht schläft, das würde gar nichts ändern.»

Léonard brummelt: «Das ist ja fröhlich! Nun denn, so sollen sie kommen – ich habe meinen Colt in meiner Hängematte!»

Ich antworte sanft: «Wenn du auf sie schießen würdest, würdest du mich zwingen, auf dich zu schießen!»

Auch ich lege mich in meine Schlafmatte, die ich zuvor noch an eine andere Stelle hängen mußte wegen des Regens, der durch das Dach tropfte.

Werden diese Indianer uns töten? Ich denke nein. Sie hätten es am Flußufer getan, als wir ankamen. Allerdings, wenn diese Erigpactsa irgend ein gegerenes Getränk kennen, wird man in den Nächten, da sie sich betrinken, aufpassen müssen. Nach den vagen Auskünften, die ich erhalten hatte, kennen die Erigpactsa die Weißen seit 1956, also erst seit sieben Jahren. In dieser Zeit haben sie wohl die Erfahrung gemacht, daß der Weiße ein Tier mit zwei Beinen ist, das nicht viel taugt, das vergewaltigt, verwüstet und verbrennt. Das Eigenartigste scheint mir, daß man auch heute auf dem Gebiet der Erigpactsa Dörfer wie dieses hier findet, die uns Gastfreundschaft erweisen!

Ich bin hellwach und höre dem Regen zu. Er trommelt leise auf das Regendach. Der Wind bläst stoßweise.

Erste Worte

19. Februar. Beim Erwachen stelle ich fest, daß mein Moskitonetz, das ich in die Palmwand eingeklemmt hatte, von den Grillen verzehrt worden ist. Auf der Herdstelle ist die Glut noch warm, und ich bemühe mich, das Feuer wieder anzufachen. Aber das Holz ist feucht. Ich spüre jemanden in meinem Rücken, drehe mich um und blicke einem Kind ins Gesicht, das mich anlächelt. Ich lächle ihm meinerseits zu und zeige auf den rauchenden Herd.

Es geht hinaus und, in der aufgeweichten Erde watend, auf eine Nachbarhütte zu. Bald ist es zurück mit einem großen rötlichen Holzscheit, das es mitten in die Glut legt. Es kauert nieder ... es bläst ... eine helle Flamme lodert empor.

Jetzt brauche ich frisches Wasser. Ich nehme unseren Aluminiumkessel vom Haken und gehe zum Flüßchen. Das Kind folgt mir. Es ist schon halb acht, aber das Dorf scheint menschenleer. Nur einige Rauchfaden, die aus den Dächern entweichen, verraten die Anwesenheit von Menschen.

Die Mücken quälen mich, und ich stelle fest, daß mein kleiner Freund darunter ebenso leidet. Jetzt sind wir am Wasser, und ich benütze die Gelegenheit, um mir kräftig das Gesicht zu waschen. Auch bei der Rückkehr folgt mir der kleine Indianer.

Warum lassen ihn seine Eltern bei uns?

Während das Wasser warm wird, versuche ich, seinen Namen herauszufinden: «Das, Léonard ... das, Jean ... du ... ?» Das Kind sieht mich lachend an. Ich schlage auf meine Brust und wiederhole: «Jean!»

Der kleine Erigpactsa schlägt sich seinerseits auf den Bauch und wiederholt: «Jean!» Das Wasser singt im Kessel.

Léonard bereitet einen Nescafé zu. Eine Gruppe anderer Kinder stürmt herein, und sie rufen unserem neuen Freund zu: «Tupam!»

Ist das wohl sein Name? Oder bedeutet es «Komm!»?

Ich versuche es von neuem: «Der, Léonard ... ich, Jean ... du, Tupam?» Der Knabe lächelt und nickt zustimmend. Ein kleines Mädchen zieht mich am Ärmel und schlägt sich seinerseits auf die Brust: «Tokani!»

Ich versuche es abermals: «Der, Léonard ... ich, Jean ... der, Tupam ... du, Tokani ... ?» Die kleinen Erigpactsa unterstreichen ihre Zustimmung mit

wiederholtem Gelächter, während ich diese beiden ersten Namen in mein Notizbuch eintrage.

Ich habe eine Idee: Wie sagt man «nein» in der Erigpactsa-Sprache? Indem ich auf Tupam zeige, sage ich: «Tokani?»

Sofort ruft Tokani aus: «Mahani!» Dann, indem sie wieder an ihre Brust schlägt: «Outa Tokani!»

Bedeutet «outa» «ich»? Ich versuche, zeige auf meinen Gefährten: «Léonard!» usw., schließlich auf mich und sage: «Outa Jean!» Ja, ich habe das offenbar erlickt, jedermann ist einverstanden.

Sie gehen hinaus. Léonard fragt mich: «Du willst ihre Sprache lernen? Ist das nicht verrückt – eine wahnsinnige Arbeit? Du würdest ihnen wohl besser Brasilianisch beibringen!»

«Mais non, vieux... Wir müssen die Anstrengung auf uns nehmen, ihre Sprache zu lernen. Ge- wiß... ich will nicht sagen, daß sie nicht einige Worte Brasilianisch erhaschen werden im Kontakt mit uns... Aber das wird später kommen... das pressiert nicht.»

durch den ich eine lange Schnur ziehe. Von sich aus helfen mir die Indianer, den Mast aufzurichten. Aus einem meiner Säcke hole ich die brasiliante Fahne und befestige sie an der Schnur. Darunter knüpfte ich die Schweizerfahne.

Wieder regnet es in Strömen, und die Indianer suchen den Vorraum unserer Hütte auf. Langsam hisse ich die Farben, und über dem Dorf klatschen nun die Tücher im Wind.

Da die Indianer hier sind, nütze ich die Gelegenheit, um Geschenke zu verteilen. Aus den Tiefen eines Leinwandsacks hole ich eine Schachtel mit Spiegeln, Faden und Nadeln. Ich nehme auch die Messer heraus, sorgfältig in Ölpapier eingewickelt. Die Erigpactsa schauen zu und kommentieren meine Bewegungen. Bei der Verteilung meiner Geschenke zeigen sie gemessene Freude.

Ich beginne bei dem, der mir der älteste zu sein scheint. Jedem einen Spiegel und ein Messer! Dann kommen die Frauen dran. Ich sehe freilich nur zwei, denen ich je einen Spiegel, eine Spule roten Fadens und fünf Nadeln gebe. Ich beobachte sie aufmerksam, um zusammengehörende Paare herauszufinden, aber es gelingt mir nicht. Nun sind die Kinder an der Reihe, jedes erhält einen Spiegel. Dann schließe ich meinen Gwundersack, denn ich möchte nicht gleich alles am ersten Tag verschenken.

Gestern war es dunkel, und ich konnte deshalb die Gesichter nicht sehen. Erst jetzt bemerke ich die Tätowierung, welche die Frauen auf ihren Gesichtern haben... Sie beginnt auf der Wange, folgt dem Rand des Unterkiefers und setzt sich auf der Oberlippe und auf dem Kinn fort. Sie besteht aus blauen Streifen, die sich kreuzen; ein solcher verläuft zudem je vom äußeren Augenwinkel gegen die Schläfe.

Alle, Männer wie Frauen, sind von kleiner Statur, unter Durchschnittsgröße. Sie sind aber gut proportioniert und erwecken den Eindruck kräftiger Gesundheit. Hunderte von Mückenstichen geben ihrer Haut ein körniges Aussehen. Deren Farbe ist ein wenig verschieden von einem zum anderen. Aber da alle mit einer ansehnlichen Schmutzkruste bedeckt sind, ist es schwierig, die Tätowierung zu unterscheiden.

Ihre blauschwarzen Haare sind sehr glatt. Männer, Frauen und Kinder tragen sie über der Stirn in sehr kurz geschnittenen Fransen, und die obere Schläfenpartie ist wegrasiert. Hinten fallen sie lang auf den Rücken. Wie bei fast allen Indianern ist der

Annäherung

Gestern abend hatte ich eine Idee. Nun will ich sie ausführen. Ich gehe auf den Wald zu. Dabei bemerke ich kleine Pflanzungen von Mais und etwas weiter weg von Manioka. Beim Roden sind die gewaltigen Bäume auf einer Höhe von fünf oder sechs Meter abgehauen worden. Das zwingt einen, riesige Baumstämme zu umgehen, die von Fäulnis und Pilzen überdeckt sind.

Bald bin ich im Urwald. Da ist es dunkel, fast wie in der Nacht. Der schwere Regen mildert die Hitze nicht. Und jetzt, da er aufhört, bleibt die Luft unbeweglich. Die Sonne glänzt milchig hinter den Wolken, und ich spüre warme Dünste aus der Erde aufsteigen. In dieser dumpfen und schweren Hitze nützt es auch nichts, wenn man sich seiner Kleider entledigt.

Ich finde einen geraden, dünnen Baumstamm und fälle ihn. Ich bringe ihn zum Dorf zurück, indem ich ihn hinter mir herschleppe. Vor unserer Hütte grabe ich ein Loch mit Hilfe des Buschmessers. Mehrere Indianer umringen mich und schauen unbeweglich zu. Nachdem ich den Stamm geschält habe, bringe ich an seinem oberen Ende einen Nylon-Ring an,

Haarwuchs sehr wenig entwickelt. Die Augen sind schön und sanft, von ausgesprochen mongolischer Form. Schließlich fallen mir die prächtigen Zahnenreihen auf.

Trotz den allen gemeinsamen mongoloiden Zügen erscheinen die Gesichter recht verschieden. Die einen gleichen den Bolivianern, andere haben typisch japanische Gesichter, wieder andere – darunter auch der älteste von denen, die ich bis jetzt gesehen habe – lassen einen an die Indianer Nordamerikas denken.

Immer weiß ich noch nicht, wieviele es sind. Die Gruppe, die um uns herumsteht, besteht aus acht Männern, zwei Frauen und fünf Kindern. Wo sind die anderen? Was machen sie?

Und woher kommen diese Hosen, diese schmutzigen, zerrissenen Hemden, mit denen einige der Männer ausstaffiert sind? Diese Kleidungsstücke haben Kautschukflecken.

Die Kinder sind näher getreten als die Erwachsenen. Mit Stolz facht Tupam kunstgerecht das Feuer an. Tokani streckt ihre Hand aus, berührt meine Haare, meinen Bart ... dann wechselt sie einige rasche Worte mit den beiden Frauen. Die beiden kommen nun ihrerseits herbei und betasten meine Haare. Ihre Armketten aus Gürteltierschwänzen klapfern dabei ...

Ein großer Schritt ist getan in der Richtung des Vertrauens.

Europäer im Urwald

Wieder sind wir allein, nur Tupam ist geblieben. Er betrachtet sich in seinem Spiegel.

Léonhard hat seit heute früh seine Nase noch nicht an die Luft gestreckt. Offensichtlich fragt er sich, weshalb er sich wohl in dieses Abenteuer eingelassen habe.

Jetzt tritt er vor die Hütte. Bestürzt bleibt er vor dem Mast mit den Fahnen stehen: «Und die französische Flagge?»

«Du bist Franzose – einverstanden! Aber in Porto dos Gauchos hast du von nichts anderem gesprochen als von deinen russischen Ahnen. Auf dem Juruena hast du an unserer Piroge ein norwegisches Fähnchen angebracht! Sei doch ein bißchen vernünftig, hier ist nicht der Sitz der Vereinten Nationen ...

Da musste ich lachen ...

In Bischofszell steigt mit mir ein Herr aus. Kaum ist er zwanzig Schritte vom Bahnhof entfernt, rennt er wieder daher und erklärt, daß er seine Reisetasche im Zuge liegen gelassen habe. Er rennt in einen Wagen, trotz dem Protest des Vorstandes, der den Zug abfahren lassen will. Ohne Mappe kommt er am andern Ende des Wagens wieder herausgerannt. Nun ergreift der Kondukteur die Initiative. Er springt in den nächsten Wagen – in den Raucher – dann Nichtraucher –, dem Vorstand wird die Sache zu dumm, er gibt das Zeichen zum Abfahren. Doch siehe da, der Kondukteur kommt mit einem währschaften Handköfferchen herausgestürzt, legt es lebhaft gestikulierend gegen uns auf den Boden – und schwingt sich mit kühnem Schwung auf den letzten Wagen des fahrenden Zuges. Hut ab vor solchem Wagemut!

Was nun folgt, ist nicht mehr so leicht zu schildern. Der Mann ohne Köfferchen eilt auf den herrenlos daliegenden Handkoffer zu, hebt ihn auf, staunt – und kommt mit dem Köfferchen auf uns zu; er erklärt dem Vorstand, der ja alles mitangesehen hat, daß leider, trotz des guten Willens des Kondukteurs, dieses Köfferchen eben doch ganz und gar nicht sein Köfferchen sei!

Hat nun der dienstfertige Beamte einfach ein scheinbar herrenloses Handköfferchen meuchlings seinem Besitzer vom Gepäckträger genommen und damit im Dienste des Kunden einen weiteren herrenlosen Kofferfall geschaffen? Das Lachen lag uns allen näher als die Kritik; denn es war zu gut gemeint. Der Vorstand nimmt uns beide mit in sein Büro. Dort telefoniert er auf die nächste Bahnstation und läßt den liebenswürdigen Kondukteur auf seinen Irrtum aufmerksam machen. — Unterdessen geht dem «Köfferlibesitzer» plötzlich ein Licht auf. Er besinnt sich nun ganz lebhaft, daß er überhaupt keine Reisetasche mehr bei sich hatte; denn er ließ sie im Schnellzug Zürich—St. Gallen beim Umsteigen in Gossau liegen.

P. S.

Nun denn, gut, ich bringe noch eine französische unter der Schweizerfahne an!»

«Was, darunter? Deine Fahne hat überhaupt kein Recht, höher als die meinige zu sein!»

«Nun hör einmal. Das ist eine schweizerische Expedition. Ich habe sie organisiert. Ich habe dich unterwegs aufgelesen, weil du Lust hattest, Forschungsreisender zu spielen, und weil ich nicht wagte, nein zu sagen, als mich der Direktor in Porto dos Gauchos fragte, ob ich dich mitnehmen wollte...»

Schließlich gab ich aber doch so weit nach, daß wir abwechselnd an einem Tag die schweizerische und am nächsten die französische über der anderen anbrachten.

Das Dorf

Ich habe herausgefunden, daß das Dorf aus nur sechs Hütten besteht. In einem offenen Unterstand befindet sich ein riesiger Mörser mit einem Stößel. Ich nenne diesen Ort das «Stößelhaus». Fünf der sechs «malocas» scheinen mir bewohnt, im sechsten haben wir uns eingerichtet.

Die Siedlung ist geschickt auf einer hohen Terrasse angelegt, wo sie von Überschwemmungen nicht erreicht wird. Sie gleicht einer verlorenen kleinen Insel inmitten eines Ozeans dichter Vegetation und überschwemmter Wälder. Im Osten reicht das Flutwasser des Juruena bis fünfzig Meter an die Hütten heran: Im Süden fließt unser Flüßchen ebenfalls etwa fünfzig Meter an der nächsten Hütte vorbei. Im Westen stößt man nach zweihundert Meter wieder auf eine Biegung des Flüßchens, und im Norden sind es nur ungefähr achtzig Meter bis zum Urwald.

Das Dorf ist in einer Lichtung von ungefähr 180 Meter Länge und 70 Meter Breite angelegt. Die geschlagenen und abgebrannten Bäume wurden einfach im niederen Gebüsch liegen gelassen, das aus der Asche wächst. Einige Bäume, die aus irgend-einem Grund stehen geblieben waren, erheben sich in der Mitte der Lichtung und stellen eine dauernde Gefahr für die Bewohner dar, denn das Feuer hat ihre Stämme angegriffen, die nun langsam verfaulen. Nach drei verschiedenen Richtungen dringen Pfade in den Wald: nach Norden, nach Westen und nach Osten, Richtung Juruena.

Die Anordnung der Malocas ist seltsam. Sie machen den Eindruck, wahllos irgendwo irgendwie hingestellt worden zu sein. Die Zukunft mag mir hier einen Sinn enthüllen.

Die Basis der Hütten ist rechteckig. Die größte ist ungefähr zwanzig Meter lang und sieben bis acht Meter breit. Die Firsthöhe beträgt sechs Meter. Von außen ist die Struktur nicht sichtbar. Das Dach und die Wände sind mit jungen Palmblättern ausgeschlagen. Ein geflochtenes Band aus Palmblättern schützt die Ecken vor dem Regen. Die beiden Türen bestehen je aus einem geflochtenen Palmrahmen.

Um das Innere der bewohnten Hütten kennen zu lernen, werde ich warten, bis ich eingeladen werde.

Alles in allem verläuft dieser erste Tag eigentlich nicht schlecht.

Eine unvorhergesehene Wäsche

Um 18 Uhr hören die Mücken mit ihren höllischen Runden auf und lassen uns etwas in Ruhe. Ich gehe ans Flußufer hinunter, um ein Bad zu nehmen und ein Bündel schmutzige Wäsche zu waschen. Dort bemerke ich, daß mir ein Indianer gefolgt ist.

Was will er nur? Die Holzteller, die er in beiden Ohrläppchen trägt, messen mindestens zwölf Zentimeter Durchmesser! Der Eingeborene setzt sich auf einem Baumstrunk und betrachtet mich aufmerksam.

Rasch wasche ich meine schmutzigen Sachen, wringe sie aus und lege sie auf einem Ast nieder. Der Indianer röhrt sich nicht. Ich ziehe mich aus, hänge meine Kleider an einen anderen Ast und begebe mich ins Wasser. Welch ein Glück, daß die Piranhas, diese gefährlichen Karpfenlachse, die mit ihrem scharfen Gebiß durch Massenangriffe auch badenden Menschen äußerst gefährlich werden können, nicht die Augusto-Fälle überspringen und den Juruena hinaufschwimmen können!

Der Indianer legt seine Ketten und seinen Lendenschurz ab und nimmt seine Holzteller aus den Ohrläppchen. Er steigt nun seinerseits ins Wasser und läßt mich nicht aus den Augen. Nachdem ich mich von Kopf bis Fuß eingeseift habe – welch herrlicher Schaum! – werfe ich die Seife auf die Böschung. Der Erigpactsa steigt aus dem Wasser, holt

die Seife, riecht daran und wiederholt lachend meine Bewegungen. Er seift sich den Körper ein, den Kopf und schneidet Grimassen: die Seife brennt in den Augen!

Während er freudig mit dem Schaum spielt, tauche ich wieder ins Wasser und schwimme einige Minuten lang, denn die Anopheles-Fliegen – die Plage der Nächte – tauchen bereits immer zahlreicher auf.

Ich steige ans Ufer, nackt wie ein Wurm, und suche meine Kleider. Vergebens...! Ich habe sie doch an diesen Ast gehängt? Ich schaue mich nach meinem Indianer um: nun ist alles klar. Er hat sie gewaschen! Nachdem er mich meine Hemden hat waschen sehen, dachte er, ein gutes Werk zu tun, indem er auch die Kleider wusch, deren ich mich nun entledigt hatte...

Einen Augenblick später kehren zwei nackte Männer zum Dorf zurück! Einer mit brauner und einer mit weißer Haut. In meiner Hütte angelangt, merke ich, daß der Indianer meine Seife als Erinnerungsstück behalten hat!

Ein alarmierendes Inventar

Léonard hat inzwischen eine Bestandesaufnahme unserer Lebensmittel gemacht. Das also sind unsere Reichtümer: zwei Büchsen Nescafé, ungefähr ein halbes Pfund gemahlener Kaffee, ein Pfund Zucker, drei Büchsen Sardinen, zwei Büchsen Milchpulver, fünf Pakete Grieß und ein Beutel Suppe für vier Teller! Das ist alles, was von unserem Schiffbruch her übriggeblieben ist. Dazu kommt noch ein Sack mit fünf Kilo Manioka-Mehl. Doch war dieses naß geworden und ist nun ganz schimmelig – ich muß es wegwerfen. Ja, um zwei Monate damit auszuhalten, ist das alles nicht viel.

Im Gegensatz zu den Lebensmitteln haben wir Munition im Überfluß und auch Angelhaken. Wegen der Überschwemmungen wird es aber wohl nicht viel Wild haben, und das Hochwasser erleichtert auch das Fischen keineswegs.

Ich habe gesehen, daß der Mais der Erigpactsa seinem Ende zu geht... und einen Speicher konnte ich nicht entdecken. Was die Manioka betrifft, so haben die Ameisen auch nicht viel übrig gelassen!

Die Indianer müssen die gleichen Probleme haben wie wir... Was werden sie tun?



Kathedelerblüten

Mittelschule

Das ist das bekannte zweischneidige Schwert, wo der Schuß hinten hinausgeht.



Der Adel ist die größte Leiche, welche das Bürgertum auf dem Wege zu seinem Aufstieg hinter sich gelassen hat.

Universität

Das Geburtsjahr war anfänglich unsicher.



Erasmus spricht sehr wenig über seine Geburt.



Es gibt im Altslawischen noch so ein Schwänzchen, von dem viele sagen, es sei ein Futurum.



... und damit würde der Graben zwischen Deutsch und Welsch verschärft.



Werfen Sie einen Seitenblick zurück.

Ich wende mich an Léonard: «Morgen werde ich in den Wald gehen und Ausschau nach etwas Eßbarem halten.»

«Ich gehe auf die Jagd ...»

«Einverstanden, aber wir können unsere Vorräte nicht allein lassen. Das ist noch zu früh! Morgen früh werde ich allein gehen, und du bleibst hier. Am Nachmittag gehst du auf die Jagd, und ich bleibe hier ...»

«Aber ... werde ich ganz allein hier bleiben müssen, wenn du in den Wald gehst? Und wenn ...»

«Wenn sie dich angreifen ...? Das wird schnell erledigt sein, du weißt, ihr Totschläger wiegt mindestens zwölf Kilo!»

Léonard scheinen meine Scherze nicht zu behagen. Er ist still, und man hört nichts als die mechanischen Schläge unserer Hände, welche die Mücken auf unseren Armen zerdrücken.

Ich schreibe. Mücken tanzen im Kerzenlicht ... Vom anderen Ende des Dorfes ertönen einige scheue Flötenklänge.

Aus dem Tagebuch: «21 Uhr. Es donnert ... Léonard schläft bereits ... oder ruht sich aus. Durch das Moskitonetz hindurch kann ich es nicht genau sehen. Diese verdammte Wunde an meiner linken Fuß-Sohle ist immer noch nicht besser geworden. Fleischmaniose, Kala-azar – „schwarze Krankheit“? Wenn es das ist, dann ... Bis heute sind diese Erigactsa eigentlich eher sympathisch.»

Gemütliches und weniger Gemütliches

Noch etwas über drei Wochen vergingen, bis die Regenperiode voll einsetzte. Von da an fiel unaufhörlich Wasser vom Himmel. Einzig die Dichte des Regens, und vor allem die Heftigkeit des Windes wechselte. Zuvor aber hatte ich schon recht viel von den Erigactsa kennen gelernt. Diese reden viel. Am Abend versammeln sich Männer, Frauen und Kinder vor ihren Hütten und diskutieren unaufhörlich, oft bis spät in die Nacht hinein. Ich konnte denn auch bald so viel von ihrer Sprache erhaschen, daß ich mich mit ihnen ganz recht verständigen konnte.

Der Tageslauf der Erigactsa ist außerordentlich gemütlich. Die Familie bleibt, mit Ausnahme der Tage der Jagd oder des Fischens, bis 8 oder 9 Uhr im Bett. Frau und Kinder holen Wasser im Bach und legen sich dann wieder nieder, bis der Hunger

sie dazu zwingt, irgendwelche Nahrung vorzubereiten. Am Morgen werden oft Resten vom Vortag gegessen. Es gibt keine festen Essenszeiten. Gegen Abend holen die Frauen das Holz, das man in der Nacht verbrennt.

In den fünf Wohnhütten, die unser Dorf – die unsere, halb zerfallene nicht mitgezählt – aufwies, lebten insgesamt 35 Menschen jeden Alters. In vier dieser punkto Solidität sehr unterschiedlichen Behausungen lebten Familien von durchschnittlich etwa sieben Menschen.

Den Eltern und den jungen Paaren sind darin je einige Quadratmeter Boden reserviert, wo ihre Schlafmatten und die der zugehörigen Kinder nebeneinander etwa 40 Zentimeter über dem Boden aufgehängt sind. Es gibt kein gemeinsames Herdfeuer. Jedes Individuum unterhält das seine. Das Essen wird je nach Lust sitzend, hockend oder liegend eingenommen.

Der erdige Hüttenboden wird nie gesäubert. Durcheinander liegen da Lehmkoktöpfe, geflochene Körbe, eine Art Kürbisflaschen, Nüsse, Fischstücke, Affenknochen usw., heute auch Metallmesser und Haushaltgeräte aus Aluminium – Erinnerungsstücke aus Kämpfen mit Seringueiros. An den Hüttenpfeilern hängen Körbe und Kürbisflaschen voll Pará-Nüssen. In der Nähe der Schlafsäcke sind eine Art Spinnrocken oder Kunkeln in die Wände eingelassen, damit die Frauen bequem daran arbeiten können. Manche Gegenstände werden im Geflecht der Wände verstaut. Die Waffen, Schläger, Bogen und Pfeile werden unter dem Dach versteckt.

Da es keine Löcher für die Lüftung hat, ist die Luft schwer, stickig, ungesund. Das hat allerdings den Vorzug, daß die Mücken am Tag nicht in die Hütten eindringen. Aber bei Einbruch der Nacht kommen die Anopheles-Fliegen, und die Indianer verlassen oft ihre Behausungen, um im Wald zu schlafen.

Im Haushalt bestimmt die Frau. Während der Trockenheitsperiode geht der Mann aber auf Reisen, oft über enorme Distanzen hinweg. Wenn er die Familie mitnimmt, geht er voran. Bei der Abreise bleibt er allerdings oft viele Stunden im Dorf zurück, bevor er den Seinen nachfolgt. Am Abend wird ein Lager improvisiert. Die Hängematten werden an die Bäume gebunden; regnet es, so baut man schnell ein Dach aus Palmzweigen oder Bananenblättern. Wenn man Beeren findet, Fische fängt oder

Tiere erjagt, verzehrt man alles sogleich, bis nichts mehr übrigbleibt. Wenn die Frau unterwegs stirbt, wird sie an Ort und Stelle begraben, und der Mann setzt die Reise mit den Kindern fort, die gehen können. Babies werden dann einfach zurückgelassen. Wenn ein solches übrigens im Dorf die Mutter und den Vater verloren hat, wird es sogleich lebendig begraben neben dem zuletzt Verschiedenen seiner Eltern. Der Tod gilt allerdings den Erigpactsa nicht als etwas so Fürchterliches. Sie betrachten ihn als langen Schlaf und verwenden für beides dasselbe Wort.

Das Männerhaus

Eine der fünf Wohnhütten unseres Dorfes, das Haus der Männer, wird von den Ledigen von 14 Jahren an und den Witwern bewohnt.

Im Alter von 8 Jahren werden den Knaben die Oberteile der Ohren mit einem Zahn des brasilianischen Hundefisches durchstochen. Ein Baumwollfaden wird durch das Löchlein gezogen. Später werden so die typisch indianischen Federnbehänge an den Ohren befestigt. Im Alter von etwa 14 Jahren folgt das Durchstechen der Ohrläppchen und der Nasentrennwand. Nun kommt die große Männlichkeitsprobe. Der Knabe muß, ohne etwas mitzunehmen, in den Wald hinaus, dort monatelang allein leben, sich Waffen, Schmuckstücke und eine Hängematte aus Lianen herstellen. Er ersetzt in dieser Zeit das Palmzweiglein, das in sein Ohrläppchen eingefügt wurde, durch ein Stück Holz – erste Etappe eines Vorgangs, der ihm später einmal erlauben wird, Holzteller von 17 Zentimetern Durchmesser im Ohrloch zu tragen! Bei der Rückkehr ist er ein Mann, lebt nun unter Männern und sorgt selber für sich. Nach der Heirat, die meist schon bei den ersten Zeichen der Pubertät erfolgt und offenbar manchmal durch die Eltern abgemacht wird, begibt er sich in die Hütte seiner Frau, für die er wirtschaftlich verantwortlich ist. Später baut er mit ihr und den Kindern zusammen sein eigenes Haus.

Die Erigpactsa-Männer haben nur eine Ehefrau und scheinen ihr innerhalb des Dorfes die Treue zu halten. Häufig gehen sie aber auf Reisen und begeben sich in andere Dörfer auf Besuch. Dann pflegen sie mit anderen Frauen zu verkehren, im allgemeinen mit Witwen. Diese suchen sich übrigens oft

ihren zweiten Ehemann selber aus. Sie hängen dann die Schlafmatte des Auserwählten im Männerhaus ab und hängen sie in ihrem eigenen wieder auf. Wenn der Mann nicht einverstanden ist, holt er sich die Matte in Abwesenheit der Freierin wieder zurück. Auch Mädchen üben diese Praxis manchmal, im allgemeinen aber ist es der junge Mann, der als Freier auftritt. Es ist verboten, jemanden zu heiraten, der aus dem eigenen Dorf, ja vielleicht sogar aus der eigenen Dörfergruppe stammt.

Zerfallende Gemeinschaft

Die Erigpactsa, welche die Seringueiros Canoieros getauft haben und die ich auf etwas über dreitausend Menschen schätze, zerfallen nämlich in zwei Hauptgruppen mit anscheinend je etwa zehn Dörfern. Die Uferbewohner nennen sich Tucano wegen der Vorherrschaft der Tukan-Federn. Die Bewohner der Anhöhen heißen Arara, weil die Ara-Federn hier dominieren. Es scheint, daß die Dialekte der beiden Gruppen leicht verschieden sind.

Beide Gruppen zusammen hatten früher drei Oberhäupter, einen Jagdchef, einen Ackerbauchef und einen militärischen Anführer. In jedem Dorf gab es einen Häuptling, der für die Ausführung der Anordnungen der drei obersten Häupter sorgte. Wenn sich der Stamm besammelte, stellten sich die Krieger der beiden Hauptgruppen getrennt auf. Seit der Begegnung mit den Kautschuksuchern im Jahre 1956 ist diese Organisation aber zerfallen, und «unser» Dorf hatte nicht einmal mehr einen Häuptling.

Daß nun die Lebensmittel außer den Pará-Nüssen und den stets vorhandenen Fischen am Ausgehen waren, das war allerdings anscheinend weniger auf diesen Zerfall der Gemeinschaft zurückzuführen als auf die überkommene Lebensweise der Erigpactsa. Diese scheinen von jeher weitgehend von der Hand in den Mund gelebt zu haben. Aber dieses Jahr schienen die Verhältnisse – vielleicht wegen der Wittrührung – doch besonders prekär. Und vielleicht hätten diese Indianer in solchem Fall früher doch etwas besser vorgesorgt.

Vor allem aber schien es fast unmöglich, daß Léonard und ich bloß mit Fischen und Pará-Nüssen noch die mehr als drei Wochen würden durchstehen können, bis das Schiff der Kautschuk-Gesellschaft uns holen sollte.